Zeitschrift: Pionier : Zeitschrift für die Übermittlungstruppen

Herausgeber: Eidg. Verband der Übermittlungstruppen; Vereinigung Schweiz. Feld-Telegraphen-Offiziere und -Unteroffiziere

Band: 40 (1967)

Heft: 3

Rubrik: Funk und Draht

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Funk und Draht

lage zum «Pionier» zur
echnischen Ausbildung
r Übermittlungstruppen

Von der Strategie

Von Oberstdivisionär E. Honegger

Der Weg, den man von neuen Erkenntnissen bis zu einer sinnvollen Praxis gehen muss, kann lang und mühsam sein, wenn die entsprechende Denkweise fehlt — nämlich die Denk- und Arbeitsweise einer Zeit, die mit der Vergangenheit in mancher Beziehung so deutlich gebrochen hat wie die unsere. Dies soll am Beispiel der Strategie dargetan werden.

I. Beispiel USA[1]

Eine Nation, die sich in zwei Weltkriegen im Kampf zu bewähren und gleichzeitig eine führende Rolle in der Weltpolitik zu übernehmen hat, ist auch vor die Aufgabe gestellt, zu konzipieren und zu verkünden, für was sie steht, was sie von sich und den anderen erwartet — und sodann festzulegen, auf welche Weise sie die Mittel zur Verwirklichung dieses Bekenntnisses einzusetzen gedenkt.

Im Frühjahr 1917, als der Eintritt der USA in den ersten Weltkrieg beschlossene Sache war, hielt der Oberbefehlshaber des amerikanischen Expeditionskorps, General Pershing, vor allem an folgenden Grundsätzen fest:

«... So bald als möglich würden die amerikanischen Truppen amerikanische Divisionen bilden, die Divisionen amerikanische Armeekorps und die Korps eine amerikanische Armee, die den Gegner in einem eigenen, ihr zugeteilten Frontsektor angreifen würde. Sowohl die strategische Doktrin wie die taktischen Vorschriften über die Kampfführung sollten rein amerikanisch sein und bleiben.

Der zweite Grundsatz war, dass alles dem einen Ziel dienen musste: dem Zurückgewinnen der Offensive ... Die Grundlage aller Ausbildung wird immer die Offensive sein, sowohl im Geiste wie in der Praxis. Die Defensive darf nur dazu dienen, künftige Offensiven vorzubereiten ...»

Grundsätze von solcher Bestimmtheit lassen auf ein ebenso bestimmtes «Bekenntnis» schliessen.

Im Vordergrund des amerikanischen Denkens stand damals der Wunsch, den Krieg zu beenden — einen Krieg, den die USA weder gewollt noch für nötig gehalten, aber im Verlauf der Jahre als eine ernste Bedrohung dessen kennengelernt hatten, was von jedem Amerikaner seit einem guten Jahrhundert als Grundlage aller Politik und Kriegsstrategie betrachtet worden war: das schwer erkämpfte Recht auf ein eigenes, unabhängiges Leben auf einem neuen, unabhängigen Kontinent.

Diese Grundlage, so musste es scheinen, war unbestreitbar, weil historisch belegt und historisch gewachsen. Sie konnte als vorherrschendes Element folglich auch im strategischen Konzept für einen Eingriff in den ersten Weltkrieg nicht fehlen. So stellt der Rahmen, in welchem die amerikanischen Streitkräfte nach Pershings Grundsätzen auf dem alten Kontinent eingesetzt werden sollten, nichts anderes als den Versuch einer Interpretation der Monroedoktrin — jenes Prinzips der «Ablehnung jeder fremden Einmischung in amerikanische Angelegenheiten» — in einer völlig neuen Lage dar. Amerika war zum erstenmal in seiner jungen Geschichte bedroht, ohne einen Überfall, ohne eine unmittelbare fremde Einmischung im eigenen Lande befürchten zu müssen. Der Gefahr musste also anderswo begegnet, im Ausland vorgegriffen werden. — Wie stellt man das an, ohne damit andere einzuladen, bei nächster Gelegenheit das gleiche zu tun?

Wir kennen die Lösung. Die «rein amerikanische» Armee mit «eigenen Kampfvorschriften» im «eigenen Frontsektor» war der Beitrag eines Landes, das sich bestimmte Einschränkungen auferlegt, weil es solche auch von allen anderen verlangt. Eine Armee, die unterstreichen wollte, dass sie zwar auf fremdem Territorium zu kämpfen gezwungen sei, aber nicht in fremde Interessen einzugreifen gedenke; ein Expeditionskorps, das nicht Krieg führen, sondern lediglich einen Krieg beenden, dann heimkehren und nach wie vor nur dem Ziel der Selbstbestimmung im eigenen Lande dienen soll. Kurz, das Recht, auf der Monroedoktrin auch in Zukunft bestehen zu können, durfte auf keinen Fall verlorengehen.

Heute dürfen wir indessen die Frage stellen, ob eine Doktrin, die ein Staatsmann der ausgehenden Kolonialzeit Anno 1823 ausgesprochen hat, für seine Nachkommen zur Zeit des ersten Weltkrieges noch etwas auszusagen hatte — so unbedingt gültig und allgemein verbindlich jedenfalls, wie im strategischen Denken dieses mächtigen Landes damals noch zum Ausdruck kam.

*

Wir wissen, dass diese Frage auch von Amerikanern selbst, und zwar schon kurz nach Beendigung des ersten Weltkrieges, gestellt wurde. Wir wissen aber auch, dass die gleiche Frage dort 1940 noch immer gestellt, das heisst noch immer nicht endgültig und klar beantwortet worden war.

«Amerikaner sein — Amerikaner bleiben» war eine verlokkende Losung, aber keine Grundlage für die Strategie einer wachsenden Weltmacht. Dennoch schien diese Losung der Leitgedanke der Bemühungen gewesen zu sein, die in den USA nach 1918 zur Erarbeitung strategischer Grundsätze unternommen wurden.

Am Festhalten an dieser «Isolierung» war in den Nachkriegsjahren allerdings nicht nur die Monroedoktrin schuld. Kriegsmüdigkeit und wechselvolle Politik riefen damals — wie auf der ganzen Welt, so auch in den USA — vor allem pazifistischen Gedanken und starken antimilitaristischen Wellen. Willkommene Gelegenheit für viele, sich unter dem Deckmantel des verantwortungsbewussten Staatsbürgers auf nationale Traditionen und «bewährte Prinzipien» zu berufen. Praktisch bedeutete das aber eine Rückkehr zu Richtlinien aus dem Erfahrungsschatz des 19. oder gar 18. Jahrhunderts.

Bezeichnend für diese Situation war unter anderem die Selbstverständlichkeit, mit welcher man bis in höchste politische und militärische Stellen hinauf an der traditionellen Trennung von «Macht und Politik» festhielt, an einer willkürlichen Interpretation des staatspolitischen Lehrsatzes von der «Trennung der Gewalten» also, welcher, auf die Lösung strategischer Fragen angewendet, immer wieder zu einer Spaltung der besten Kräfte des Landes in ein betont «politisches», über alle militärischen Fragen erhabenes Lager einerseits und einen rein ausführenden Apparat der Kriegführung, die Armee, andererseits führte. Eine solche Anschauung schloss zwar nicht aus, dass strategische Überlegungen sowohl im einen wie im anderen Lager angestellt werden, konnte aber nicht verhindern, dass politische und militärische Überlegungen voneinander unabhängig gemacht — und in der Regel nur die zweiten als «Strategie» betrachtet wurden.

Die offizielle oder, wie man bei den beschriebenen Tendenzen

[1] Einzelne Beispiele und die Zitate sind dem Buche von Urs Schwarz entnommen: «Strategie, gestern — heute — morgen. Die Entwicklung des politisch-militärischen Denkens in Amerika», Econ-Verlag, Düsseldorf 1965.

zu sagen versucht ist: die einzig offiziell «erlaubte» strategische Doktrin der USA in der Zwischenkriegszeit hatte folglich möglichst national und harmlos zu sein. Sie bestand, grob gekürzt, aus zwei Elementen. Erstens — den erwähnten historischen Gedanken der nationalen und geographischen Isolierung entsprechend — waren alle Kräfte des Landes primär auf die Verteidigung der Küsten Amerikas vorzubereiten oder dann, falls doch etwas anderes in Betracht fallen sollte, wenigstens auf einen einzigen Kriegsschauplatz zu konzentrieren. Zweitens — offensichtlich Folge jener Tendenz zur Verbannung der Strategie in den rein militärischen Bereich — sei eine bestimmte, moderne Waffe besonders zu fördern, nämlich diejenige, die aus dem ersten Weltkrieg mit Bravour hervorgegangen war und sich jetzt stolz neben die Flotte stellte: die Luftwaffe. Sie schien besonders geeignet, fortan nicht nur einen Teil, sondern die Hauptlast der Kampfführung zu übernehmen.

*

Bereits in den dreissiger Jahren erwiesen sich solche Rezepte aber als Stückwerk.

Japans und Italiens «Übergriffe», scheinbar kleine Schritte, summierten sich, waren erfolgreich, und blieben praktisch ungestraft. Im nationalsozialistischen Deutschland kämpfte man mit Rechtsbrüchen ebenso erfolgreich, wie es mit Waffen möglich gewesen wäre . . .

Dem Unerwarteten war in der amerikanischen Doktrin der zwanziger Jahre überhaupt kein Platz eingeräumt worden. Jetzt traf es ein.

«Die unauflösliche Verstrickung von politischen und militärischen Faktoren begann manchem Amerikaner aufzudämmern. Man rang sich zu der Einsicht durch, dass nur diplomatisches Handeln, verbunden mit der vollen Bereitschaft, ihm mit militärischen Mitteln Nachdruck zu verleihen, vielleicht sogar an fernen und fernsten Küsten und auf den Meeren den Drohungen begegnen konnte.

Das neuerwachte Interesse für die Verteidigung und Sicherung der ganzen westlichen Hemisphäre führte zwei völlig neue Vorstellungen in das strategische Denken ein. Die strenge Trennung von 'Macht und Politik' wurde preisgegeben . . . Die isolationistische Auffassung der Landesverteidigung wurde überwunden . . .»

Und wirklich, unter dem Eindruck der Sudetenkrise von 1938 schien die Bekehrung der USA-Strategie einen wahren Triumph zu feiern — steht da in einer strategischen Studie des «Joint Board» jener Zeit doch plötzlich folgendes:

«Strategie muss nicht nur mit der Politik eine Bindung eingehen, sondern sie muss auch Inponderabilien in Rechnung stellen, wie Traditionen, den Geist der Völker und die Aufwallungen der öffentlichen Meinung.»

Mit dieser Läuterung in den Grundlagen für strategisches Denken wären die USA für eine eventuelle Beteiligung am zweiten Weltkrieg zweifellos besser gerüstet gewesen, als sie es zu Beginn des Feldzuges von 1917/18 waren. Die neuen Erkenntnisse blieben indessen bis auf weiteres Gedankengut einzelner weniger Fachleute am Studiertisch. Sie waren Theorie — umstritten wie alles Neue —, und der lange Weg von der neuen Erkenntnis zur entsprechenden neuen Praxis stand noch bevor.

Dass dem so war, geht aus nichts deutlicher hervor als aus der Haltung und dem Handeln der führenden amerikanischen Generäle im zweiten Weltkrieg und des damaligen Präsidenten der USA, Roosevelt, selbst.

«. . . Die Art, wie der Präsident den Krieg führte, war bezeichnend für die traditionelle amerikanische Betrachtungsweise und durch sie geformt . . . Mit Bezug auf die eigentlichen militärischen Operationen hielt er sich an die Lehre, dass sie dem freien Ermessen der Militärs anheimgegeben sind . . .»

«. . . Immer wieder im Verlauf des zweiten Weltkrieges stiessen der Wille der Amerikaner, wie er von General Eisenhower verkörpert wurde, den Krieg rein militärisch, ohne Rücksicht auf irgendwelche politische Überlegungen, zu führen, und die viel elastischere Auffassung der Engländer hart zusammen . . .»

Am deutlichsten, schliesslich, sagt es ein Wort des Generals Omar Bradley über die Frage des Vorstosses nach Berlin 1945:

«. . . Als Soldaten standen wir der britischen Neigung völlig verständnislos gegenüber, den Krieg durch die Beschäftigung mit der politischen Zukunft und mit nichtmilitärischen Zielen zu komplizieren . . .»

*

Die Kriegführung ist seither jedoch, ganz entgegen dem begreiflichen Wunsch vieler Generäle, immer «komplizierter» geworden, und dementsprechend auch der Zickzackkurs in der Diskussion über strategische Fragen.

Immerhin ist festzustellen, dass die Ereignisse des Jahres 1945 — insbesondere die Schaffung und der erste Einsatz der Atombombe — alles übrige derart überschatteten, dass ein ernsthafter Rückfall in die Anschauungen der Vorkriegsjahre kaum mehr möglich wurde. Das Mittel, das schlagartig den zweiten Weltkrieg endgültig beendete, hat ebenso unmittelbar den Erkenntnissen zum Durchbruch geholfen, über die in den USA wohl schon seit längerer Zeit geschrieben, aber in der Praxis noch kaum etwas zu hören gewesen war. Es bedurfte einer Tatsache, eines aufrüttelnden Ereignisses, grösser als Pearl Harbor, schwerer als die Verluste im ganzen Krieg. Das war die Atombombe, das Mittel, das jeden bisher in Betracht gezogenen Rahmen sprengte und vor allem ein völlig neues Licht auf das Verhältnis warf, in welchem der Schöpfer solcher Waffen, die Naturwissenschaft des 20. Jahrhunderts, zu Kriegführung und Strategie in Wirklichkeit stand. Wer in der Lage war, ein Machtmittel von solchem Ausmass zu schaffen, konnte auf jeden Fall nicht mehr als blosser Arbeitnehmer militärischer oder politischer Auftraggeber gelten.

Ebensowenig konnte es andererseits rein politischer oder rein militärischer Entscheid bleiben, wo und wie dieses Mittel einzusetzen sei. Der «Krieg der Militärs» neben einem «Krieg der Politiker» war endgültig undenkbar geworden, um so mehr als jetzt noch — würde man beim alten Gesichtspunkt bleiben — ein separater «Krieg der Wissenschafter» hätte dazutreten müssen.

Wie nach so langer Zeit einer Strategie der «Prinzipien» und der Tradition nicht anders erwartet werden kann, wurde aber bald deutlich, dass man in Wirklichkeit auch jetzt erst einen Teil dieses «alten Ballastes» fallenzulassen bereit war.

In einer Fülle von Schriften zu strategischen Fragen wurde nun der Bereich der massgebenden Grundlagen für wichtige Entscheide stark erweitert. Es wurde unterstrichen, dass eine ganze Reihe bisher vernachlässigter Kräfte des Landes, worunter insbesondere auch die Exponenten der Naturwissenschaften, heute unmittelbare Mitverantwortung sowohl für die

Art der Kriegsführung als auch für den Erfolg eines Krieges trage.
Aber die alte Denkweise war noch immer am Werk. Kaum hatte man erfasst, mit welchen neuen Gegebenheiten jetzt zu rechnen geboten war, machte man sich an die Arbeit, damit das alte Rezept zu verbessern. Die Revision beschränkte sich also zum grössten Teil darauf, aus veralteten Modellen neue strategische Schemata zu machen.
Die Luftwaffe zum Beispiel meldete sich wieder. Sie war die erste, die als Mittel zum Einsatz von Atomwaffen in Betracht fiel. In einer Rede von Admiral Radford im Jahre 1953 steht zu lesen:
«... dass es nach und nach unmöglich werde, überlegene kampfstarke Verbände in allen Weltgegenden zu unterhalten, in denen ein Angriff befürchtet werden müsse. Deshalb sollte Amerika eine „Luftmacht" aufrechterhalten, die derjenigen jeder andern Nation der Welt überlegen sei ...»
Und über John Foster Dulles ist aus einer Ansprache im Jahre 1954 notiert:
«... Er ging von der bemerkenswerten und sicher zutreffenden Feststellung aus, dass es eine Schwäche der Aussenpolitik und der militärischen Strategie der USA sei, stets auf die Initiativen eines möglichen Gegners zu warten, um nachträglich auf sie zu antworten ... Er sah die 'richtige' Lösung des Problems seiner nationalen Strategie in der Betonung einer 'Abschreckungsmacht'. 'Strategische Abschreckung' hielt er für das zeitgemässe Mittel ...»
Beide Aussagen sind ein Beispiel für die Schwierigkeiten, welche jede Beschränkung strategischer Konzepte auf bestimmte dominierende Mittel und Lösungen bereiten muss. «Luftmacht» und viel mehr noch «Abschreckungsmacht» waren zwar neue oder doch neu fundierte Gedanken und stellten zudem einen ersten eindeutigen Fall der nötigen Verknüpfung politischer und militärischer Faktoren im strategischen Denken dieser Zeit dar; als feste Bestandteile der Strategie einer Nation angewendet, erlitten diese Begriffe aber schon Schiffbruch, bevor sie richtig geschaffen waren. Im Kampf der USA auf Korea, der ja schon 1950 begonnen hatte, konnten die grundsätzlich wirksamsten Waffen der amerikanischen Streitkräfte bekanntlich überhaupt nicht zur Geltung gebracht werden.
Das bewegte Auf und Ab in der Entwicklung des strategischen Denkens der Amerikaner, das dauernde Pendeln zwischen Logik und Überlieferung, kam also erst zum Stillstand, als man Ende der fünfziger Jahre in einer Sackgasse angelangt war, die nun wirklich einmal ausweglos schien. Jetzt erst gewann die Besinnung, die einzelne Landsleute schon längst empfohlen hatten, den nötigen breiten Boden; jetzt erst, unter dem andauernden, fürchterlichen Druck der Verhältnisse.
Der kalte Krieg und die enormen Fortschritte der naturwissenschaftlichen Forschung, deren augenfälligste Ergebnisse im Weltraum nochmals neue Horizonte öffnet — und nicht zuletzt der ebenso erregende wie peinliche Oppenheimer-Prozess —, hatten so viele neue Fragen aufgeworfen und vor allem eine derartige Fülle scheinbar neuer Zusammenhänge aufgedeckt, dass man endlich und endgültig vor dem Versuch kapitulierte, ein bestimmtes Mittel, eine bestimmte Idee oder überhaupt bestimmte Lösungen in den Vordergrund eines strategischen Konzepts zu stellen.
«Welcher Art — fragt Schwarz — ist nun die 'strategische Doktrin', die sich aus der dreifachen Durchdringung von Politik, Macht und Wissenschaft ergibt?» Er lässt den Direktor des Center for International Studies in Princeton, Klaus Knorr, wie folgt antworten: «(Heute) sind die militärischen Probleme so unerhört kompliziert geworden, dass ihre Lösung nach Faustregeln nicht mehr möglich ist, die man einst 'Prinzipien' nannte und welche die Militärs aus der Erfahrung der Vergangenheit abzuleiten pflegten.» Ferner empfiehlt Knorr «Methoden der strategischen Analyse» und erklärt dazu: «Die Methoden der strategischen Analyse beruhen darauf, dass man den Problemen der Landesverteidigung so unvoreingenommen und objektiv, wie es überhaupt möglich ist, naht, genau wie man an naturwissenschaftliche Fragen herantritt.»
In diesen Forderungen liegt nun wirklich etwas Neues, und zwar sowohl in den Voraussetzungen, von welchen sie ausgehen, als in der Methode, die sie empfehlen.
Wer bereit ist, die Probleme der Landesverteidigung — und mit diesen auch alle bisherigen Axiome der Kriegsführung — einer unvoreingenommenen, umfassenden wissenschaftlichen Analyse zu unterziehen, der hat vor allem eingesehen, dass es gilt, den Zielen eines Landes Rechnung zu tragen, das sich nicht nur in bestimmten Fällen, sondern unter allen Umständen behaupten will, und sodann — was das Vorgehen anbetrifft — dass es sich beim heutigen Tempo der Entwicklung der vielfältig verzweigten Bedingungen für erfolgreiche Aktionen im Krieg grundsätzlich gar nicht mehr darum handeln kann, die «Strategie eines Landes» festzulegen, sondern vielmehr eine Grundlage für strategische Entscheide zu schaffen, und zwar eine wissenschaftliche Grundlage.
Damit ist die Entwicklung des strategischen Denkens in den USA von historischen Leitgedanken, militärischen Traditionen, Faustregeln und der Intuition markanter Führergestalten über Spekulationen unter dem Eindruck neuer Errungenschaften der Waffentechnik schliesslich zur Einsicht gelangt, dass die Mehrzahl aller bisherigen Voraussetzungen auf diesem Gebiet ins Wanken geraten sind — und die neuen Voraussetzungen sich als derart komplex erweisen, dass heute in erster Linie eine völlig neue Art und Weise der Erfassung und Auswertung aller Entscheidungsgrundlagen nötig ist.

II. Zu den Verhältnissen bei uns

Die Schweiz ist keine Weltmacht, aber auch ein Land, das entschlossen ist, sich unter allen Umständen zu behaupten. Die Schweiz wird nie über die gleichen Mittel verfügen wie die USA, aber dennoch, besser: um so mehr darauf bedacht sein müssen, mit sinnvoller Strategie eine optimale Wirkung aller Kräfte des Landes zu erzielen.
Vergleichen wir also nur Vergleichbares, aber sehen wir an der Tatsache nicht vorbei, dass Strategie nicht über dem Horizont eines Kleinstaates steht und weder Privileg von Weltmächten noch Privileg einzelner «Haudegen» ist.
«Strategie» ist nichts anderes als die Kunst der «wirksamsten Anwendung aller Kräfte eines Landes» im Rahmen eines bestimmten Zieles, und folglich sind es gerade die kleinen Nationen, die allen Grund haben, ihre bescheidenen Mittel sinnvoll einzusetzen und dabei alle Bereiche zu erfassen, die in irgendeiner Weise zu den «Kräften eines Landes» gezählt werden können, wobei nicht zu vergessen wäre, dass jeder Bereich sowohl seine lauten als seine eher stillen Kräfte hat ...
«Hoch», das heisst über dem Horizont und den Kompetenzen

des Durchschnitts auf allen Gebieten, sind vor allem die strategischen Entscheide. Was sie herbeiführt, kann aber durchaus im Bereich jedes klar denkenden Menschen liegen. Meine Anregung, an Hand einiger Beispiele aus anderen Verhältnissen zu überprüfen, wie es auf strategischem Gebiet bei uns steht, bezieht sich deshalb ausschliesslich auf die Frage der Grundlagen für Entscheide und die Anwendung zeitgemässer Methoden für die Erarbeitung dieser Grundlagen.

Worauf, so dürfen wir beispielsweise fragen, hat sich ein Entscheid von strategischer Tragweite grundsätzlich zu stützen, worauf kann er sich — und worauf darf er sich nicht stützen?

Mit den Hinweisen auf die Gründe für gewisse strategische Konzepte in den USA sind verschiedene Antworten auf diese Frage vorweggenommen. Zusammenfassend sei hier lediglich unterstrichen, dass heute als Entscheidungsgrundlage alles ungenügend ist, was nicht die ganze Breite aller Faktoren erfasst, die zur Stärke eines Landes beitragen, und dann noch ungenügend wäre, wenn dieser «Querschnitt» auf einen bestimmten Zeitpunkt abgeschlossen würde, das heisst die nötige Analyse aller in Betracht fallenden Faktoren nicht ununterbrochen betrieben werden könnte. So verlangt es unsere Zeit einmal.

Über falsch verstandene «Trennung der Gewalten», also praktisch: Entfremdung strategisch untrennbarer Gebiete, wie zum Beispiel diejenigen der «Politik» und der «Macht», haben wir uns sicher weniger zu beklagen als viele andere Nationen. Ein Land mit einer Milizarmee schiebt diesem Irrtum eben doch gewisse, sichere Riegel. Bei dieser Gelegenheit sei immerhin darauf hingewiesen, dass die Autoren jener bekannten staatspolitischen Lehre höchst erstaunt wären, festzustellen, dass die verlangte Trennung von Legislative, Exekutive und Rechtsprechung unter anderem auch als «Doktrin zur Vermeidung von Zusammenarbeit» zwischen diesen Instanzen gebraucht werden kann! Von hier zur Behinderung der Zusammenarbeit innerhalb jeder dieser «Gewalten» wäre dann nur noch ein kleiner Schritt.

Eine «Monroedoktrin» haben wir auch nicht, ebensowenig eine «Abschreckungsmacht». Sind wir somit in unserem Lande gegen Einseitigkeit in den Grundlagen für wichtige Entscheidungen gefeit?

Hüten wir uns zum Beispiel immer genügend davor, die Wichtigkeit bestimmter Mittel grundsätzlich zu unterstreichen? Lassen wir uns von einzelnen «Waffensystemen» nie mehr beeindrucken, als es die Umstände gebieten, unter welchen diese Waffen wirken — könnten? Sind wir bereit, die vielen schönen Traditionen unseres Volkes und der Armee, die wir alle schätzen, wenn es um's Ganze geht, an ihren Platz zu verweisen? Stehen wir dem «Wert von Erfahrungen» — und mögen sie einmal noch so «Allgemeingut» geworden sein — so kritisch gegenüber, wie es eine Zeit verlangt, die in wesentlichen Dingen jeden Tag neu beginnen kann?

Prüfen wir solche Fragen bei nächster konkreter Gelegenheit, jeder in seinem Bereich, selbst einmal, und sollte das Resultat dieser Prüfung nicht überzeugen, so vergessen wir nicht, dass zur Verbesserung dieser Voraussetzungen nicht nur Spezialisten in Amt und Würde, sondern jeder Offizier beitragen kann und beitragen muss.

Das gilt ganz besonders bezüglich des Schlüssels zur Verbesserung, Ergänzung und Objektivierung der Grundlagen; des Schlüssels, der auch «Methode» oder, besser, «Denkweise» genannt werden kann.

Dass es ohne eine durchgreifende Erneuerung auf diesem Gebiet nicht geht, dass also neue Einsichten über das Wesen und den Umfang strategischen Denkens nicht im Geist und mit der Praxis der Vorkriegsjahre oder gar des letzten Jahrhunderts realisiert werden können, haben die erwähnten Beispiele aus der jüngsten Geschichte der USA auch gezeigt.

Können wir uns als Angehörige einer kleinen Nation von Haus aus recht «vielseitiger» Bürger auch sagen, dass uns die Kontakte zwischen den verschiedenen Bereichen unserer Tätigkeiten leichter fallen, also die Aussichten auf eine Erfassung aller nötigen Elemente für eine heute brauchbare Strategie günstiger sind als vielenorts, und dürfen wir feststellen, dass an der Behebung verbleibender Mängel auf diesem Gebiet auch bei uns heute überall gearbeitet wird, so können wir diese eher günstige Prognose dagegen nicht immer mit gutem Gewissen auch für unsere Bereitschaft stellen, zeitgemässe Einsichten und neue Errungenschaften zu verwerten. In der Art und Weise, in der Methode und Denkweise, in der wir vielen Forderungen unserer Zeit begegnen, schlägt jenes Pendel zwischen Logik und Überlieferung, zwischen rationalem Denken und der Berufung auf «Erfahrungen» auch bei uns noch kräftig hin und her.

Ein Rezept für das einzig richtige Denken gibt es ebensowenig wie eine Vorschrift für einzig richtiges Handeln. In einer Zeit, in welcher man weiss, dass morgen mit Sicherheit nicht gleiche Bedingungen gestellt werden wie heute oder gar gestern, stellen aber beispielsweise Neugierde und Phantasie, Unvoreingenommenheit und Vorstellungskraft, gepaart mit rationalem Denken, sicher einen bedeutend wichtigeren Beitrag zur Lösung unserer Aufgaben dar als irgend etwas anderes. Aus diesem «anderen» sei heute nur derjenige Faktor herausgegriffen, der sich nicht selten als der hartnäckigste Gegner der nötigen Entwicklung erweist und — trotzdem — bei uns heute noch besonders hoch im Kurs steht. Ich meine den Wert, den man im allgemeinen der «Erfahrung» beimisst. Dieser Wert des «Erlebten» und «Bewährten» wird bei uns auf allen Gebieten oft noch mit solcher Selbstverständlichkeit in den Vordergrund gestellt, dass er nicht nur seinen bewussten Verfechtern, sondern auch einer erstaunlich grossen Zahl von durchaus gescheiten Leuten auf allen Stufen unbewusst zum Ersatz für das Denken wird.

Wie immer man ihren Wert beurteilt, so ist «Erfahrung» doch sicher ein schlechtes Substitut für Methode, und gerade als solche wird sie heute am meisten gebraucht. Erfahrung, also Kenntnisse, die sich auf selbst Erprobtes stützen, führen naturgemäss öfter zum Festhalten am einmal Gemerkten als zur Aufgeschlossenheit für weitere Erfahrungen, Übung führt eher zu Routine als zu Korrekturen, und der vielgerühmte «Überblick», den man aus dem Einblick in verschiedene Verhältnisse gewinnt, in der Mehrzahl der Fälle nur zu einem Bild, das durch die bestimmten Umstände der Zeit bedingt ist, zu welcher die Erfahrungen gesammelt wurden.

Wo es sich also, wie heute, vor allem darum handelt, eine ununterbrochene Entwicklung der Verhältnisse zu verfolgen, ist «Erfahrung» im alltäglichen Sinne des Wortes zum mindesten ebenso gefährlich wie nützlich.

Erschienen in der Allg. Schweiz. Militärzeitschrift vom Januar 1967.